## Afrikabräu.

Von Theo. Seelmann.

Bier findet sich in fast allen Theilen Afrikas, den schlechtesten Stoff brauen entschieden die Hottentotten. Da sie kein Getreide bauen, müssen sie wilde Naturerzeugnisse benutzen, und verwenden deshalb gewöhnlich wilden Honig; jenseits des Orangeflusses dagegen sammelt man auch die Beeren der Grewia, aus denen man einen berauschenden Trunk herstellt. Im mohamedanischen Sudan bereitet man aus gegohrenem Sorghumteig auf kaltem Wege die vielgerühmte Merissu, auf warmem Wege und mit größerer Mühe den Bilbib der Tokarir, beide Getränke würden aber unsere Kenner als nichts anderes ansehen, denn für gesäuerten Kleister. Als ein Kleister aus Weizenmehl würde unseren Zungen selbst noch die Busa der Egypter erscheinen. Ein besserer Tropfen ist schon das Bier der Dinka aus Moorhirse, denen Casati das Zeugniß eines außerordentlich reinlichen Volkes ausstellt, auch wenn sie ihre Töpfe und Krüge auswaschen mit — Kuhhorn.

Gar eifrige Verehrer des Gambrinus gibt das lebenslustige Völkchen der Wasoga in Usoga ab, auf die Peters auf seiner letzten Reise stieß. Bei ihnen wird der Biertopf nicht leer. Trommel und Flöte ertönen Tag und Nacht. Das abgegrenzte Ländchen, das man in seinen inneren Theilen mit Thüringen vergleichen könnte, treibt in erster Linie Bananenkultur in größerem Umfang. Die Banane wird gebraten, gebacken, gekocht, roh gegessen und vor Allem getrunken. Und zwar haben die trinkfesten Leutchen verschiedene Arten, ihre Getränke zu bereiten. Das limonadenartige Uluenge wird ohne Gährung aus dem ausgedrückten Saft der reifen Frucht hergestellt. Daneben braut man einen mit Mtama durchsetzten, stark berauschenden herben Trank, den man schlechtweg Pombe nennt, und ferner ein mittleres Getränk, Mrissa genannt, in dem der Mtamazusatz fehlt. Wer gern Vergleiche anstellt, könnte hier unseren Hausmuff, das Lagerbier und das echte Bayerische wieder zu finden glauben. Die Wasoga trinken oder saugen ihre Biere von morgens früh bis abends spät. Schon um Mittag waren Peters Freunde in der Regel in einem Zustand erhöhter Heiterkeit. Im Allgemeinen hegt man bei uns von den Kaffern keine allzu gute Meinung, dessen ungeachtet sind sie aber ganz achtenswerthe Bierbrauer.

Es ist hier das Kafferkorn, daß das Material für das sorgenlösende Naß abgeben muß. Der Kaffer trinkt Utyalwabräu. Die Bereitung geschieht in ähnlicher Weise wie bei uns, indem man das Korn durch Ankeimen und nachheriges Dörren in Malz verwandelt, das zerquetscht und in großen irdenen Gefäßen mehrfach aufkocht und an einem kühlen Orte zur Gährung hingesetzt wird. Wenn diese hinreichend gewirkt hat, wird das Getränk durch einen von Gräsern geflochtenen Beutel in Form unserer Kaffeefilter geseiht und das Bier ist fertig. Es stellt dann eine trübe Flüssigkeit dar von der Farbe dünner Milch-Chocolade und von säuerlichem, nicht unangenehmen Geschmack — — Berliner Weiße? Der Alkoholgehalt ist wechselnd, je nach der Menge des verwendeten Malzes, gewöhnlich aber nur gering. Die starken Gebräue, wie sie die Häuptlinge für ihren höchst eigenen Gebrauch bereiten lassen, wirken sehr berauschend.

Da dem Kaffer nach Erledigung seiner täglichen Geschäfte noch eine lange Reihe von Mußestunden übrig bleibt, so ist er, entsprechend seinen geselligen Neigungen, bestrebt, sie in Gemeinschaft mit guten Freunden in möglich behaglicher Weise zu verbringen. Die Bowle, gefüllt mit Bier, ist dann ein beliebter Vereinigungspunkt, um den die Mannen herumhocken, zeitweise ihren Durst mit Calabrassen aus der gemeinsamen Bierquelle stillen, rauchen oder schnupfen, sich Neuigkeiten abfragen, schwatzen und lärmen; ganz so wie bei uns am Stammtisch.

Wir haben unsere Weinernte, wo am Rhein und in Grüneberg die ausgelassenste Lust und Fröhlichkeit herrscht; in Afrika kennt man bei den Wapokomo zwar keine Kelterzeit, wohl aber eine Bräuzeit. Im September ist das Getreide vollständig herangereift, und dann ist die ganze Wapokomowelt in einer sehr fidelen Stimmung. Welche Unmassen von Bier genossen werden, geht daraus hervor, daß sich vor jeder Hütte drei Scheuern mit Getreide befinden, von denen der Inhalt der einen zur Bereitung von Speise, der der beiden anderen zur Herstellung von Pombebier verwendet wird. Es wird uns daher nicht mehr wunderlich erscheinen, wenn es Peters auf seiner Reise ziemlich schwer wurde, in den Dörfern einen nüchternen Menschen anzutreffen, mit dem er verhandeln konnte.

Hören wir nun von einer Begegnung, die der genannte Forscher mit einem der Sultane hatte. „Von Massa" schreibt Peters, „marschirten wir am 13. September nach Burg, ebenfalls am linken Tanaufer gelegen. Hier trafen wir bereits um 11 Uhr Morgens ein. Ich ließ den Sultan an der anderen Seite bedeuten, herüberzukommen, was auch sofort geschah, und zwar war der alte Herr, so früh die Morgenstunde war, bereits sehr im Dampf. Er und seine ganze Umgebung waren thatsächlich schon um 11 Uhr Morgens vollständig betrunken. Sie lachten unaufhörlich und machten die albernsten Bemerkungen. Ich schickte den Sultan in Folge dessen wieder zurück und bedeutete ihm, er möge mir Jemand schicken, der nicht betrunken sei. Da erschien nach einer Stunde sein Bruder, der den hohen Herrn mit frühem Pombegenuß entschuldigte und beklagte, daß er ihm regelmäßig zu sehr zuspreche. Leider mußte ich auch diesen Bruder darauf aufmerksam machen, daß es ihm [illegible] nicht besser gehe als seinem Bruder, worauf er naiv erwiderte, er sei noch der wenigst Betrunkene des ganzen Dorfes."

Bier wird bei allen Begrüßungen in hohen Töpfen gereicht, und dem Wirth in ausgedehntester Weise Bescheid zu thun ist die heilige Pflicht des Gastes, und Bier fließt bei allen Versammlungen und Berathschlagungen in Strömen. Wer denkt dabei nicht an die alten Deutschen, die auf Bärenhäuten lagen, an beiden Ufern des Rheins saßen und immer noch Eins tranken? Oder wem kämen dabei nicht unsere Turner-, Schützen-, Krieger- und Sängerfeste in den Sinn?

Ganz ebenso wie bei den Wahokomo und uns gilt es auch bei den Manbettu nach Casatis Berichten für eine ganz besondere Ehre, einen ausgepichten Magen zu besitzen. Deshalb ist es eine der gesuchtesten, ja fast unentbehrlichsten Eigenschaften, die einen Krieger, besonders wenn er ein Fürst ist, auszeichnen, daß er ein starker Trinker ist. Die Ana, ein aus Korn, bereitetes Bier, mundet ihrem Gaumen am besten, sie ist das allgemeinste Getränk. Nicht Alle verstehen es, das Gebräu in vollendeter Weise herzustellen, da es eine Menge Korn und große Sorgfalt bei der Arbeit erfordert.

Mit gutem Grunde erfreute sich deshalb auch bei Casatis Anwesenheit die Königin Nenzima des Rufes einer einsichtsvollen Brauerin. Der mehrmals gereinigte und gewaschene Telabun, die Kornfurcht wird mehrere Tage lang in dem mit Wasser gefüllten Braubottien, dem Boquoquo, gewässert. Alsdann nimmt man ihn heraus und breitet ihn auf einer Schicht von Bananenblättern aus. Kaum daß er gekeimt hat, läßt man ihn an der Sonne trocknen; dann wird er gerieben. Aus dem Mehl kocht man eine Art Brei, und dieser wird mit einer genügenden Masse Wasser verdünnt. Wenn die Gährung in Fortschritt begriffen ist, wird die Flüssigkeit auf das Feuer gestellt und erfährt ein langsames, leichtes Abkochen. Alsdann wird das Ganze geseiht und in Gefäße abgezogen, nachdem man noch weiteres Mehl von keimenden Telabun beigegeben hat. Wenn später die Flüssigkeit noch einmal geseiht wird, erhält man ein schäumendes Bier von ganz angenehmen Geschmack, das rein und von schöner rothgelber Farbe ist.

Die Krone aller Biere aber ist das Gebräu der Niam-Niam, die zu ihm die Getreideart Elensine verwenden. „Das aus Elensine hergestellte Getränk," sagt Georg Schweinfurth, „verdient in der That und beansprucht vermöge seiner Bereitungsart, ein Bier genannt zu werden. Es ist völlig klar, von rothbrauner Farbe, wird aus regelrecht gemalztem Korn gebraut und hat auch ohne anderweitige Zuthat eine angenehme Bitterkeit aufzuweisen, die ihm die dunkle Schale des Korns ertheilt." Trotzdem die Niam-Niam Kannibalen sind und ihnen ein saftiges, knusperiges Stück Menschenlende die größte Delikatesse ist, steht Georg Schweinfurth nicht an, emphatisch ihren Stoff zu bezeichnen als: das beste Bier in Afrika.

## Thalgeschichten.

Wie eine Idylle liegt im anmuthigen Thüringerland der kleine Luftkurort Thal; von Ruhla aus, gleich berühmt durch seine Landgrafenschmiede, Meerschaum-Manufactur und sein hügelreiches Pflaster, gelangt man nach kurzer Wagentour von der Gegend der Wartburg in das liebliche Thal. Es ist gewissermaßen historischer Boden, auf dem man sich hier bewegt, denn dieses Fleckchen Erde, welches mit seinen koketten Reizen zu wohliger Sommerruhe einladet, ist eingeschlossen von jenen sagenumwobenen Bergen, die in der Tannhäusergeschichte eine Rolle spielen. Im Westen die renovirte Wartburg und der Inselsberg, südlich der Meisenstein und die Scharfenburg, östlich die Hörselberge. Mit vollem Verständniß für die Sagen, die sich an die Letzteren knüpfen, hat ein freundlicher Wirth die von ihm in Thal geschaffenen beiden Hotels Tannhäuser und Elisabeth genannt. Drei kleine Geschichten, die sich unlängst in Thal abgespielt, und deren Helden zwei Berliner und zwei Berlinerinnen sind, sprechen dafür, daß schon mancher minneeifriger Pilger hier seine Venus gefunden hat. Bei der Table d'hote im Tannhäuser werden die Vorgänge eifrig besprochen. Eine reizende blonde Amerikanerin, die alljährlich mit ihrem Gatten nach Thal kommt, ein in der Gegend des Halle'schen Thores sehr bekannter Berliner Rentier und dessen joviale, rundliche Frau, eine plauderlustige höhere Tochter mit einem auffallend schönen Gretchenzopf und noch eine Anzahl mehr oder minder klatschsüchtiger Gäste haben reichlichen Unterhaltungsstoff.

Das erste Geschichtchen entbehrt leider nicht der Tragik, da ein klein wenig Ehebruch mitspielt. „Nein, was in diesem stillen Thal sich ereignet," meinte schelmisch die blonde Amerikanerin, als die Sache ruchbar wurde. Ja, es ist kein Ort so klein und kein Bau so weltabgeschieden, als daß nicht Liebeslust und Liebesleid das Herz des Menschen bewegen könnte. Das sollte zunächst die Gattin eines Villenbesitzers erfahren, als ein flotter Berliner Arzt über die Berge in's Thüringer Thal gewandert kam. „Ich komme vom Gebirge her," sang er frohgemuth, aber nicht da, wo er sich nicht aufhielt, war das Glück, sondern da, wo er sich aufhielt; er blickte in die Augen der schönen Frau, er sank ihr zu Füßen und flüsterte: „Sei meine Venus, ich will Dein Tannhäuser sein." Die Villa war zum Hörselberg geworden, bis eines Tages der Liebesrausch der beiden Glücklichen durch die Dazwischenkunft des Gatten jäh vernichtet wurde. Der medicinische Tannhäuser floh, zunächst aus der Villa, dann aus dem Thal und jetzt prakticirt er bereits wieder in Berlin, während seine Venus „fern von Madrid" d. h. fern vom schönen Thal Muße findet, an die verhängnißvolle Nähe des Hörselberges zu denken. Die oben geschilderte Tischgesellschaft hatte nicht lange Zeit, über dieses mit allerhand pikanten Einzelheiten kolportirte Vorkommniß zu sprechen, denn bald wurde das stille Thal von einem neuen Ereigniß überrascht, in dessen Mittelpunkt eine junge Wittwe aus Berlin stand.

Viele von denen, die sich für junge Wittwen im Allgemeinen und Viele, die sich für diese oft begehrenswerthen Menschenkinder im Besonderen interessiren, werden die schlanke, brünette Dame von den Premieren und von den Rennplätzen her kennen. Die liebenswürdige Wittwe ist im Besitz einer beträchtlichen Rente und versteht es, dieselbe zu eigener Freude und zur eigenen Lust zu verwenden. In ihr ach so liebeleeres Herz zog im vergangenen Sommer plötzlich die Liebe ein. Es war in Thal, wo es geschah und wo sie ein schöner, stattlicher Mann, ein schneidiger Assessor auf Weg und Steg begleitete. Die schöne Berlinerin entschloß sich, dort, wo sie ihn zum ersten Male gesehen, ein bleibendes Denkmal zu setzen, und dasselbe sollte in Gestalt einer prächtigen Villa erstehen, in welche sie nächsten Sommer mit ihm als sein Weib einziehen wollte. Als in diesem Jahre der Frühling ins Land zog, wurde zu dem Bau der Grundstein gelegt und als die Saison begann, sahen die friedlichen Bewohner Thal's, wie der Bau schon bis zu den Parterrefenstern gediehen war. Eines Morgens blieb es unheimlich still auf dem Bauplatz; kein Maurer kam, kein Steinträger erschien, und Mittags schon flüsterte man sich den Grund dieser seltsamen Arbeitseinstellung bei der Table d'hote im Tannhäuser zu.

Die blonde Amerikanerin kicherte und das Mädchen mit dem Gretchenzopf kräuselte die Lippen. O, über diese Männer! Was war geschehen? Aus allerlei Andeutungen erfuhr man es. Die junge Wittwe hatte eine zierliche Zofe bei sich. Da der junge Assessor noch in keinem Gesetzbuch gelesen, daß die Liebe zu einer hübschen Zofe verboten sei, so glaubte er sich auch keiner Gesetzesübertretung schuldig zu machen, wenn er die Kleine küßte. Eines Abends fühlte sich die Wittwe unpäßlich, sie blieb zu Haus und der Herr Assessor ging allein wenig spazieren. Er blieb lange aus; Madame klingelte nach der Zofe, sie kam nicht. Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihr auf; rasch drückte sie ihren großen Strohhut auf die dunklen Locken und eilte in den Wald, an eine Stelle, wo ihr Geliebter so gerne weilte. Plötzlich drang ein gellender Schrei durch die stillen Lüfte.

Aus dem Wald heraus eilte die junge Wittwe immer vorwärts fort in ihre Wohnung. Nach einer Stunde verließ sie dieselbe reisefertig. Auf dem Tische ihres Zimmers lag ein Zettel folgenden Inhalts: „Den Mann, welchen ich mit meiner Zofe im zärtlichen tete a tete überrascht habe, kann ich nicht heirathen." Am andern Tage waren die junge Wittwe, der Assessor und die Zofe aus Thal verschwunden. An den Baumeister, der die Villa für ihn, den Ungetreuen aufführte, langte ein Brief aus Berlin an, in welchem die betrogene Bauherrin den Bau sistirte. So steht die angefangene Villa am Waldesrand zur Warnung für alle Ungetreuen. Der Bürgermeister von Thal aber will dieses Denkmal verrathener Liebe nicht stehen lassen und hat an die Wittwe eine Aufforderung gerichtet, weiter zu bauen. Sollte sie das nicht wollen, so werde er die Mauern niederreißen lassen.

Nicht lange nach dem hier erzählten Vorfall, kaum, daß die Gemüther der Unbetheiligten sich beruhigt hatten, herrschte im Tannhäuser eines Abends wiederum große Aufregung. Zur Tischgesellschaft gehörten seit einiger Zeit ein Konfectionär österreichischer Nationalität, dessen röthlich blonder Spitzbart ebenso bekannt ist als seine Jaquetfaçon „Grethe"; ferner eine junge Baronesse, deren Name auf den Straßenschildern Berlins zu finden ist. Daß sich eine junge Baronesse für einen Konfectionär interessirt, darin wird Niemand etwas Auffallendes erblicken. Wenn sich aber dieses Interesse bis in den Spätabend ausdehnt, den man in Bergesschluchten verbringt, so ist das etwas Anderes. So meinte auch die Tischgesellschaft im Tannhäuser eines Abends, als Baroneß Flora und der Herr Konfectionär vergebens erwartet wurden.

Man verabredete, einen „Scherz" zu insceniren, ein Theil der Tischgesellschaft bewaffnete sich mit Blend- und Gartenlaternen, der andere Theil umstellte das Hotel, um den Heimkehrenden, wie die blonde Amerikanerin sagte, „eine Ueberraschung" zu bereiten. Ein Herr verschloß das Zimmer des Konfektionärs und nun begann der Scherz. Die mit den Leuchten Bewaffneten gingen auf die Suche nach den fehlenden Tischgenossen. Währenddem saßen diese im dichtesten Waldesdunkel auf einer Anhöhe; ihre Herzen hatten sich schon längst gefunden, schon längst hatte sich der Konfektionär vorgenommen, seine neueste Façon „Flora" zu nennen, schon längst hatte manch' zärtlicher Kuß das Bündniß besiegelt. Aber geheim sollte dies bleiben, die klatschsüchtige Badegesellschaft sollte es nicht erfahren. Als die Baronesse sich aus einer heißen Umarmung loslöste, schrak sie heftig zusammen. Da mochte es sich den Berg hinauf, als ob Irrlichter emporschwebten, dann wurden Stimmen laut und bald war den Liebenden es klar, daß sie überrascht werden sollten. Schnell tauschten sie einige Worte, der Herr Konfektionär verschwand im Dunkel des Waldes, flüchtigen Fußes eilte er auf unwirthlichen Wegen dem Hotel zu.

Ein neuer Schrecken überkam ihn, als er dasselbe umstellt sah; schnell entschlossen betrat er einen weiteren Umweg, um an die Hinterfront zu gelangen. Dies glückte ihm, keck erkletterte er eine Terasse, von dieser aus kroch er an den Fensterbrüstungen entlang bis zu dem offenen Fenster, das in sein Zimmer führte und legte sich rasch zu Bett. Baronesse Flora war unterdessen ebenfalls auf Umwegen heimwärts gegangen, sie langte mit den Suchenden ziemlich zu gleicher Zeit am Hotel an und zeigte sich über den ganzen Vorgang sehr erstaunt. Jener Herr, der das Zimmer des Konfektionärs verschlossen hatte, war hinaufgeeilt, um das Zimmer wieder zu öffnen, doch, wer beschreibt seinen Schreck, als er den Konfektionär bereits schlafend im Bette fand. Wie jener in das Zimmer gelangt war, das hat die Tischgesellschaft heute noch nicht erfahren, denn der Held dieses Geschichtchens ist bereits wieder in Berlin und trifft Vorbereitungen, die Baronesse, die dieser Tage aus Thal kommt, würdig zu empfangen. In acht Tagen soll an die Tischgesellschaft nach Thal ein Telegramm abgehen, in welchem sich Konfektionär X. und Baronesse Flora als Verlobte empfehlen.

## Die Säule des Königs Mesa.

Im Pariser Louvre ist seit Kurzem die Säule des Königs Mesa von Moab zu sehen, von dem in den letzten Jahren oft die Rede war. Im Jahre 1869 erfuhr der Kanzler des französischen Consulats in Jerusalem, Clement Ganneau, vom Vorhandensein dieses schwarzen, mit 37 eingehauenen Zeilen versehenen Steines zu Dhiban. Er schickte einen Araber hin, der die ersten Zeilen kopirte. Ihr Inhalt ließ den Gelehrten die große Wichtigkeit des Dokumentes erkennen. Er ließ daher von einem anderen, gebildeteren Araber einen Abklatsch machen, den dieser jedoch nur mit Mühe vollenden und nach Jerusalem bringen konnte, weil der Argwohn der Bevölkerung von Dhiban erwacht war. Sie griffen den Sendboten Ganneau's thätlich an und zerfetzten den Abklatsch. Das Angebot Ganneau's, den Stein anzukaufen, hatte nur den Erfolg, daß die Einheimischen denselben in Stücke schlugen. Alle Hoffnung, das Original zu retten, schien verloren, als zu Anfang dieses Jahres kleine Bruchstücke der Säule Mesa's in Ganneau's Hände kamen. Andere Bruchstücke waren von einer englischen Gesellschaft, Palestine-Exploration-Fund, und dem deutschen Gelehrten Schlottmann erworben worden. Nun nahm Ganneau die Arbeit wieder auf und da er die Priorität geltend machen konnte, so traten ihm die beiden anderen Interessenten ihre Bruchstücke ab. So kommt es, daß wir nun im Louvre die geflickte Säule ziemlich vollständig vor uns haben. Neben ihr sind die erste Abschrift und der zerfetzte erste Abklatsch, die vor der Zertrümmerung entstanden sind, ebenfalls ausgestellt.

Da, wo die Oberfläche des Steins intakt geblieben ist, sind die Schriftzüge sehr scharf und deutlich ausgeprägt, an den meisten Stellen ist jedoch die oberste, geglättete Steinschicht abgesprungen und sind die Schriftzüge auf der rauhen unteren Schicht nur noch in unklaren Spuren zu sehen. Die Inschrift selbst bestätigt zwar die aus dem zweiten Buche der Könige bekannte Thatsache, daß Moab nach dem Tode Ahabs, des Königs von Israel, sich gegen dessen Sohn Joram auflehnte, erzählt aber das Ende dieses Krieges ganz anders. Nach der Bibel geriethen Joram und die mit ihm verbündeten Könige von Judah und Edom zwar zeitweise in große Bedrängniß, behielten aber schließlich im Felde die Oberhand. König Mesa zog sich in seine Stadt zurück und opferte auf deren Mauern seinen erstgeborenen Sohn, um die Gottheit zu versöhnen. Dieser Vorgang erregte ein solches Grausen unter den Belagernden, daß sie die Belagerung aufhoben und nach Hause zogen. Nach der Stele, die Mesa aus Dankbarkeit dem moabitischen Gotte Kamos geweiht hat, haben dagegen die Moabiter die israelitischen Zwingherren vollständig geschlagen und ihnen sogar einige Städte weggenommen. „Und Israel wurde zu Grunde gerichtet, zu Grunde gerichtet für immer," heißt es auf dem moabitischen Stein. Darin hat nun freilich der ruhmredige König von Moab Unrecht bekommen, denn Israel hat Moab Jahrhunderte lang überdauert, aber wir dürfen ihm schon soweit Glauben schenken, daß Israel gelegentlich auch einige Hiebe eingesteckt hat, welche der Chronist der Königsbücher nicht eingestehen wollte.

— Im Kursaal eines französischen Badeortes — so erzählt der „Figaro" — wird eine Sammlung für die Hinterbliebenen verunglückter Seeleute veranstaltet. Eine der sammelnden Damen, eine reizende Pariserin, tritt mit ihrem Teller an einen steifnackigen englischen Lord heran. „Danke! Ich habe schon gegeben!" tönt es ihr trocken entgegen. Sie verbeugt sich lächelnd, wie nur eine Pariserin lächeln kann. Da holt der Lord ein Goldstück heraus und legt es ihr auf den Teller mit den Worten: „Please! Das ist vor Ihr schönes Auge!" — „Ich hab' zwei, mein Herr!" entgegnet sie munter, und der Lord spendet unter dem beifälligen Lachen der Umstehenden ein zweites Goldstück.

— Guter Rath. Herr: „Gnädige, ich muß es Ihnen aufrichtig gestehen: Ihr Hans ist ein recht ungezogener Junge!" — Mutter: „Und doch ist er mein ganzes Glück!" — Herr: „Welches beim Schopfe zu fassen ich Ihnen dringend rathen möchte!"

— Rücksichtsvoll. „Was haben Sie heute?" — „Schönen Rostbraten, Beafsteak, englischen Braten ...." — „Nein, geben Sie mir nur etwas Einfaches und Billiges. Ich möchte heute nicht viel — schuldig bleiben!"

— Zwischen zwei Freunden richten, heißt zwei Feinde gewinnen, Zwischen zwei Feinden schlichten, heißt zwei Freunde gewinnen.

## Londoner Seitengassen.

London ist wie die sprichwörtliche Medaille, die ihre Kehrseite hat. Von Allem ist nur zweierlei vorhanden, fein und ganz gemein. Diese Theilung erstreckt sich auf alle Dinge und alles Leben, das die Weltstadt umschließt. Doch ist das Feine nicht immer gut und das Gemeine nicht immer schlecht. Einer alten Behauptung nach existiren ja die Engländer selbst blos in zwei Klassen, was so weit ganz richtig ist, als es reisende und zuhausebleibende Engländer gibt. Die reisenden Briten sind nun ausgeflogen. Wer sich in der Saison diese vermögenden Kreise Londons ansieht, gewinnt die Ueberzeugung, daß die Engländer auf den deutschen Theatern ganz vortrefflich kopirt werden und daß eine solche Darstellung selten, nicht einmal in der Posse, eine Karrikatur ist, so gerne sie es auch sein möchte.

Selbst in der „Puppensee" liefern Lord und Lady Plumpstershire mit ihren hinterdrein marschirenden Orgelpfeifen kein übertriebenes Anschauungsbild von der Langweile und Langweiligkeit einer höheren Familie. D'rum ist einem, wenn man mit seinen Engländern spricht oder auf ihren Soireen erscheint, ziemlich so zu Muthe, als wohnte man einer possirlichen Theatervorstellung bei. Man lacht die beweglichen Marmorfiguren aus und bewundert sie dabei auch ein wenig. Ebenso entgegengesetzte Gefühle ergreifen uns, wenn wir den Londoner Pöbel studiren. Entsetzen erfaßt uns, und doch können wir diesem so ungeheuer rohen Volke unsere Sympathie nicht ganz versagen. Ja, wir würden, zur Wahl gedrängt, wo wir lachen und weinen wollen, mit den oberen Zehntausenden oder mit den Millionen armer Teufel und Teufelinnen, uns nach kurzer Ueberlegung den Mittellosen und Elenden von London zuwenden, welche noch viel schlechter sind, als ihr Ruf, aber auch viel besser.

Weil die Armen den Reichen, die doch niemals die Seitengassen betreten, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, erscheinen uns auch die elegantesten Plätze von London unsagbar wüst, besonders in der Dämmerung, wenn die schreiend und geschmacklos geputzten, brillantenstrahlenden Ladies zur Gesellschaft fahren; sie haben parfümirte Taschentücher gegen den überall verbreiteten Schnapsgeruch, doch keinen mitleidigen Blick für das Weltall von Gebrechen und Hilfsbedürftigkeit auf ihrem Wege. Die leichenstarren, stolzen Mienen bleiben dann auch im Theater und Concerte unbewegt, während die zerlumpten Männer und Weiber auf dem Pflaster herzlich lachen können, sei es auch nur über den eigenen Witz und sei dieser Witz nichts weiter, als ein Fußtritt an ein Mitglied der erwerbenden Klasse, einen Stiefelputzer zum Beispiel. Den gemeinen Engländer zeichnet vor Allem eine edle Rauflust aus, die sich aus der Blutgier entwickelt haben mag, mit welcher unter den alten Königen im Tower mit Block und Beil gewirthschaftet wurde. Selbst die Vornehmen lieben es ja, sich zuweilen ein wenig herum zubalgen, und es ist ja noch unvergessen, daß der Herzog von Cambridge gelegentlich einer Truppenrevue auf dem Felde von Wimbledon mit einem Journalisten, den das Zuschauergedränge gegen ihn stieß, sofort zu ringen begann und den Mann der Feder tüchtig würgte, so daß ein Realinjurienproceß gegen den Prinzen daraus entstand.

Um einen Abendspaziergang in London zu machen, darf man daher nicht zu einseitig sein, weder zu sehr Philanthrop, weil Einem über das schauerliche Kunterbunt von Krüppelhaftigkeit und Hungerleiden das Herz brechen müßte, noch ausgesprochener Moralist, da man angesichts der staunenswerthen Empfänglichkeit unserer momentan satt gewordenen armen Brüder und Schwestern für menschliche Triebe aus dem Zeterschreien nicht herauskäme. Es gehört dazu schlechtweg ein naives Gemüth, um dem großen Elend gegenüber mitfühlend zu sein und in rascher Abwechslung von seiner nebenher gehenden sehr beträchtlichen Komik heiter gestimmt zu werden; man muß ferner über die vorkommenden Gewaltthätigkeiten regelrecht erschrecken können, ohne deshalb die Kourage zu verlieren. Endlich ist dazu ein guter, derber Knotenstock zu empfehlen, wie ein solcher in London von jedem wohlerzogenen Jüngling getragen wird, weil vorkommenden Falls einem Strolch oder Exzedenten die Entschlossenheit zu werkthätiger Selbsthilfe eine nicht zu unterschätzende Art von kameradschaftlicher Achtung einflößt, und die Betreffenden dann statt der Börse oder des Raufhandels nichts anderes verlangen, als einen freundschaftlichen Händedruck, den man anstandslos gewähren soll, da ja „Pear's Soap" und andere Reinigungsmittel massenhaft im Handel sind.

Ein bischen kann man sich auch auf Schmeichelei verlegen, denn nichts thut einem Londoner Straßenräuber so wohl, als wenn man ihn wenigstens der Form nach als einen Gentleman behandelt und beim Anrempeln mit geschwungenem Knüttel etwa folgendermaßen antwortet: "Well, my dear sir, I beg your pardon", aber ich habe Eile, und wenn Sie mich nicht vorbeigehen lassen, müßte ich mir die Freiheit nehmen, Ihre Freundlichkeit mißzudeuten und Ihnen ein Auge auszuschlagen." — Die Engländer, auch die gefährlichen, sind große Freunde von einem gediegenen Meinungsaustausch. Hilferufe führen gewöhnlich die Polizei herbei, die aber oft nicht schnell genug kommen kann, weil ja die Faust und das Messer des Kerls viel näher sind. Manchmal hat die Sache ursprünglich überhaupt nichts anderes sein sollen, als die übermüthige Whiskylaune eines schäbigen Bürgers nach einer Unterredung mit einem gutgekleideten, dessen übermäßige Angst dann Unheil stiftet.

Ein Theil wenigstens von jenen Fällen, daß unerfahrene Spaziergänger nicht mehr nach Hause kommen, stammt aus solchen mißverstandenen Annäherungsversuchen der mit Füßen getretenen Proletarier. Hingegen aber sah ich zufällig gestern aus einem schützenden Schatten in dem gebogenen Theile von Portobello Road einen virtuos zurückgeschlagenen wirklichen Raubanfall mit an, wobei ein schlanker junger Mann von kaum zwanzig Jahren einem mächtig ausgewachsenen Vagabunden, der zuerst einen abgeglittenen Stich gegen seine Brust geführt, durch einen wohlgeführten Stockhieb eine ganze Kaskade von Schädelblut über Gesicht und Nacken leitete. Derselbe junge Engländer half dann dem herbeigeeilten Constabler den riesigen Raubvogel zur Wache führen, wobei Beide am Kragen des Briganten herzhaft in das Blut hineingriffen und der Zug in den belebteren Gassen nicht wenig Aufsehen erregte. Es fehlte auch nicht an sympathischen Zurufen für den Helden dieses Ereignisses, der gewiß nichts sehnlicher wünschte, als bald wieder ein solches Rencontre zu haben. Dergleichen Abenteuer passiren Einem selten in Regent-Street und Strand (wo es nur weibliche Wegelagerer gibt, unter den Augen der Polizei), wohl aber schon in den allernächsten Nebengassen von Drury Lane und überhaupt im ganzen großen London, wo sich nur die wenigen Hauptverkehrsadern einer guten Beleuchtung erfreuen. Wer aber keine Nebenstraßen betritt, der hat London nie gesehen.

Der Eindruck, den dieselben hervorrufen, ist ein vorwiegend heiterer. Die vielen geahnten mit dem Tode ringenden Verlassenen liegen ja in unauffindbaren Winkeln und hinter den erblindeten Fenstern dieser trostlosen Ziegelbauwerke, und die noch bewegungsfähigen Krüppel schleppen sich zu den Hauptstraßen, wo gerade der colossale Verkehr ihr ärgster Feind ist, weil man vor lauter Balanciren zwischen Wagenrädern, Pferdehufen und rücksichtslosen Lastträgern dem armen Bettelvolke, das sich überdies stumm verhalten muß und höchstens „Musik" machen darf, kaum Aufmerksamkeit schenken kann. In den Seitengassen aber, vor den Hausschwellen der Armuth, tummelt sich die schmutzige Jugend in fast wahnsinniger Lebenslust. Es ist, als wüßten diese Kinder, daß sie sich in diesem glücklichen Alter ihre ganze Ration Frohsinn und Ausgelassenheit herausnehmen müßten. Sie sind natürlich unbeaufsichtigt. Die Eltern gehen arbeiten oder — stehlen. Auch Vater und Mutter sind nach des Tages Mühen ungeheuer lustig, doch müssen sie dazu erst getrunken haben. Geräuschvoll, wie die Engländer niederen Standes überhaupt sind, zeichnen sie sich auch durch die polternde Art ihres Humors aus. In einem „guten Hause" wird über die knarrenden Stiefel eines Besuchers noch Wochen hinaus als von einer unverzeihlichen Ruhestörung gesprochen, während das gemeine Volk sich nur in einem Höllenlärm wohl befindet. Es ist auffallend, daß von allen Proselytenmachern der freien Religionsübung die Heilsarmee am meisten begünstigt wird! und warum? weil sie nicht bei sanften Harmoniumklängen Mondgesänge aufführen, sondern bei ihren Umzügen die an der Spitze marschirenden Flötenbläser von doppelt so viel Trommel- und Paukenschlägen begleiten läßt. Firlitilili mit donnerndem Bumbumbum — dabei geht einem Engländer das Herz auf. Das Wesen der schlichten Englishmen wird am treffendsten von ihren „Knockabouts" benannten Komödianten ausgedrückt. Das Trottoir vor jedem Bar ist eine Orpheumbühne, auf welcher es von unbewußten Clowns wimmelt. Den längsten Kerlen sind noch die Hosen zu lang, dafür aber wieder den dicken und untersetzten die „Kleider" zu kurz; Hemden sind nicht in der Mode und wo man glaubt, daß der Rock geflickt ist, dort schaut nur die gelbe Körperhaut hervor.

Sehr beliebt sind große Stirnlocken, wie sie die polnischen Juden tragen, was vielleicht daher kommt, daß diese Männer kein Geld erübrigen, um sich die Haare schneiden zu lassen, oder eine Scheere zu kaufen. Die relativ Elegantesten von diesen Leuten würden in Wien ernste Verkehrsstockungen verursachen wegen des Zusammenlaufes der Menschen über solch' unerhörte Zerrissenheit. Viele sind so viel wie nackt und ordentlich bronzirt von Schmutz. Es hat aber auf ein Spitzgläschen Gin gereicht, worauf sie heraustreten und in glückseliger Stimmung laute, zwerchfellerschütternde Wechselreden führen und sich dazu scherzhaft, aber derb prügeln. Unter Brüdern sind zwei Millionen „Knockabouts" in London, männliche und weibliche; nur prügeln sich die Weiber gewöhnlich im Ernst. Die ehrsamste Ladenmamsell und der nüchternste Hausknecht sind noch immer burlesk genug und werden sich auch zu Geschäftsgängen nie anders, als mit trappelnden Tanzsprüngen in Bewegung setzen.

Das exzentrische Lumpenvolk vor den Trinkhäusern aber gemahnt mit seinem urkomischen Treiben an den Cirkus, so daß man erst im Weitergehen daran denkt, daß diese armen Menschen eigentlich tief zu bemitleiden sind. Würde man aber vor sie hintreten und sagen: „Meine Herren, so gründen Sie doch einen Dienstmännerverband, es existirt noch keine solche Unternehmung in London und sie könnte Ihnen guten und anständigen Erwerb bieten", was wäre die Folge? Die drolligen Knockabouts und beklagenswerthen Hungerleider würden sich in Wütheriche verwandeln und den Rathgeber lynchen. Sie wollen sich unter allen Umständen freie Bürger von Großbritannien nennen und dulden keinerlei Genossenschaftslivree. Nur einzeln kommen sie, wenn sie wieder durstig sind, auf den Pfiff und leisten schwerste Arbeit für einen Penny auf Schnaps. Armes, nothleidendes, bornirtes Volk!

Jene Seitengassen von London, wo die Armuth wohnt, sind für mich wie mit Magneten gepflastert und man kann eigentlich doch nicht sagen, daß es in denselben um Vieles unsicherer ist, als im Gewühl der Cityzeilen, welches mich immer an eine Wiener Volkssänger-Erzählung gemahnt, von welcher ein Bruchtheil ungefähr folgendermaßen lautete:

„Das Drängen in der Kämmerstraßen
war sehr unbequem.
Es hat a Herr a Watschen kriagt und
waß gar nit, von wem!"

Abgesehen von der ewigen Räderungsgefahr und der Todtschlagsmöglichkeit durch im Sturm vorbeigetragenen, scharfkantigen Kisten und Balken, arbeiten dort die Pickpockets und andere Langfinger am ungestörtesten, und ich war Augenzeuge, wie einer Dame, welche einem blinden Bettler etwas schenken wollte, von einem elegant gekleideten Gauner gemüthlich die volle Börse aus der Hand genommen wurde, worauf er stracks unter der Masse der anderen Gentlemen mit langschößigen Röcken und Cylinderhüten verschwand. Welcher war's nun?

In London ist man immer ein wenig „in Gottes Hand", denn es hat schon auf den belebtesten Plätzen am hellen Tage Morde und Mordversuche mit unentdeckt gebliebenen Thätern gegeben. In den Seitenstraßen aber gehen Einem wenigstens keine anderen Räder über die Füße als die, welche die schmutzstarrenden Rangen schlagen, worauf sie nach Zigeunerart einen Penny verlangen. Die kleinen Mägdlein bieten „Blumen" an, von welchem Handel man natürlich nur die Hälfte abschließt, indem man den Penny gibt. Mit großem Triumphgeschrei stürmt diese verwahrloste Jugend dann zum nächsten Puddingbäcker, gefolgt von dem zufriedenen Blicke der vor den Hausthüren kauernden an Haut und Kleid vergilbten Matrone. In zehn Jahren wird der Junge vielleicht ein Messer führen und das Mädchen wahrscheinlich zu den Verlorenen gehören. Wer kann das ändern!

Was für ein Jauchzen mit Drehorgelklang untermischt, tönt von jenem Platze her, der sich mit grellem Fackellichte von der Dunkelheit der Umgebung abhebt. Ein altes Schaukelgerüst ist dort errichtet, in dessen fliegenden Körben sich zottige Jungfrauen, die tagsüber in Fabriken gearbeitet haben, bis zum Ueberdrehen aufschwingen, bis der Proprietor, zum Zeichen, daß die Zeit verstrichen, einen Balken unterlegt, der ihnen fast die Knochen aus den Schienen bringt. Unter kannibalischem Freudengekreisch steigt ein frischer Turnus ein, während das Werkel einen Gigue krächzt. Die anderen zuwartenden Vorstadtfräulein stampfen diesen Nationaltanz in dem kothigen Lehmboden, auf welchem sie oft ausgleiten und hinfallen, wobei zum Gaudium der Zuschauer bemerkt wird, daß sie außer dem unvermeidlichen „Hut", dem kein „Beinlstierer" mehr Beachtung schenken würde, und außer dem alten langen Mantel nichts mehr anhaben, wie auch, daß diese jungen Damen sich nicht nur nicht das Gesicht, sondern auch die Beine nicht waschen.

Ohnmächtiges Beginnen, eine Generalansicht von London zu zeichnen. Da heißt es Stöße von Skizzenbüchern vorbereiten, zu Einzelbildern für ein Danaidenalbum.

Josef Sillosy.

## Schwelgerische Mahle.

Einer Studie über schwelgerische Mahle des Mittelalters und der Neuzeit entnehmen wir die folgenden anziehenden Einzelheiten: Im Jahre 1386 vermählte sich Herzog Lionel von Clarence mit der Prinzessin Jolante von Mailand. Auf der Hochzeitstafel erschienen bisher nie gesehene Ueberraschungen. So wurden z. B. unter den Gerichten vergoldete Spanferkel mit feuerspeiendem Maule dargeboten. — Bei einem Gastmahl, das Erzbischof Albrecht von Bremen († 1395) vielen geistlichen und weltlichen Herren in Hamburg gab, kamen goldene Häuser, Thürme und Berge auf die Tafel; in ihnen befanden sich Pfauen, Schwäne, Hühner und anderes Geflügel, ungerupft gekocht und gebraten und doch äußerst schmackhaft. Wahrlich ein Triumph der Kochkunst! — Noch Wunderbareres wurde bei einem Schmaus in Lille (1433) geleistet. Statt der Suppenschüssel erschien eine Kirche mit Glockengeläute, 4 Kantoren und Chorknaben, dann eine Riesenpastete mit 28 lebenden Personen im Innern, welche Dudelsack spielten. Daneben stand ein Schloß, in dessen Gräben Orangenwasser lief. — Sir Edward Russell, der Admiral der englischen Mittelmeerflotte Wilhelms III., veranstaltete am 25. Oktober 1694 (wo? ist nicht näher bekannt) ein großartiges Punschfest. Die Bowle war ein gewaltiges Marmorbecken. Zu dem Getränk hatte man 3 große Fässer Branntwein, 8 Fässer Wasser, 25,000 Limonen, 80 Pinten Citronensaft, 13 Centner Zucker, 5 Pfund Muskatnüsse, 1 Pinte Malaga und 300 Biskuits gebraucht. Auf dem Punsch schwamm ein kleiner Kahn mit einem schön geputzten Schiffsjungen herum, welcher den Gästen — den 6000 Mann der Flotte — das „Göttergetränk" kredenzte.

— Neue Titulatur. Commerzienrath (bei einer Hoffestlichkeit zu seiner Gattin): „Gott, was e' feine Gesellschaft! Da geht Seine Excellenz der Herr Marschall mit Seiner Eminenz dem Herrn ....!" — Seine Gattin: „Und wer ist der dicke Herr, der soeben den Grafen anspricht?" — Commerzienrath: „Das ist — das ist — Seine Corpulenz der Herr Geheimrath!"

— Reclame. „....Dieses hochinteressante Buch sogleich anzuschaffen, ist dringend geboten, da mit Sicherheit vorauszusehen ist, daß eine zweite Auflage nicht gedruckt wird!"

— Verschnappt. „Sie wagen es wohl nicht, Ihrer Frau zu widersprechen?" — „I' thät's schon wagen, wenn ich mich nicht dauern thät'!"